

Welt am Sonntag

20.02.2011

Autor: Thomas Schmid

Italiens Glück

In wenigen Wochen wird der italienische Nationalstaat 150 Jahre alt. Vor seinem Staatsbesuch in Deutschland spricht Präsident Giorgio Napolitano über Elend und Glanz beider Länder, über deutsche Effizienz, Berlusconis Prozess und die Wiege der europäischen Kultur

Welt am Sonntag: Herr Staatspräsident, in wenigen Wochen feiert Italien den 150. Jahrestag seiner Staatsgründung. Statt sich darüber zu freuen, muss das Land nun einem Prozess gegen den Ministerpräsidenten entgegensetzen. Und der Präsident der autonomen Region Südtirol weigert sich, an den Einheitsfeiern teilzunehmen, für ihn gebe es da nichts zu feiern. Macht es da noch Spaß, Präsident der Republik zu sein?

Giorgio Napolitano: Zu meinen Aufgaben gehört es nun einmal, auch mit schwierigen Situationen umzugehen. Unter anderem bin ich sehr gespannt darauf, wie sich die Feierlichkeiten zum 150. Jahrestag der italienischen Einheit entwickeln. Sie werden für mich und für viele andere eine gute Gelegenheit sein, uns zu vergegenwärtigen, was wir für diese Nation mit diesem Staat erreicht haben. Italien ist ein verspäteter Staat, dem es jedoch - wie Deutschland - gelungen ist, eine gute Rolle im Konzert der Nationen zu spielen.

Welt am Sonntag: Apropos Deutschland: Bei uns sind die Denkmäler der Einheit meist sehr groß und gigantisch ausgefallen - nicht weil unsere nationale Identität so stark ist, sondern weil sie schwach ist. Vorhin kam ich hier in Rom an der Piazza Venezia an Ihrem Nationalmonument Vittorio Emanuele II. vorbei - ein gewaltiges, alles überragendes Bauwerk. Ist auch die italienische Nationalidentität schwach?

Napolitano: Sie war einmal schwach. Unsere beiden Länder haben einiges gemein. Wie ich schon sagte, sind wir relativ spät zum Nationalstaat geworden - es war ein mühsamer und schmerzhafter Prozess gewesen. Wahrscheinlich hat es mit den Unzulänglichkeiten unserer Nationalstaaten im Prozess ihrer Herausbildung zu tun, dass Italien und Deutschland später den Weg des Totalitarismus eingeschlagen haben: die Italiener den des Faschismus, die Deutschen den des Nazismus. Beide Nationen sind sich der Ähnlichkeit ihres jeweiligen historischen Weges recht schnell bewusst geworden. Man kann das gut erkennen, wenn man sich die beiden für die Begründung des Nationalstaats wichtigsten Persönlichkeiten vergegenwärtigt, Cavour und Bismarck. Der italienische Nationalstaat wurde 1861 gegründet, zehn Jahre vor dem deutschen. Bismarck hat die Vorgehensweise des klugen Politikers Cavour - der im Gegensatz zu ihm ein Liberaler war - im italienischen Vereinigungsprozess sehr aufmerksam verfolgt.

Welt am Sonntag: Noch einmal: Warum fehlte beiden Ländern die Kraft, dem Totalitarismus zu widerstehen?

Napolitano: Zweifellos hat das in beiden Ländern mit einer Schwäche der demokratischen Institutionen nach dem Ersten Weltkrieg zu tun. Und auch damit, dass es unter den Bürgern beider Länder kein hinreichendes demokratisches Bewusstsein gegeben hat. Der

Philosoph Benedetto Croce, ein großer Kenner und Freund der deutschen Kultur, hat stets davor gewarnt, Deutschland und den Nazismus in eins zu setzen. Er hat einmal gesagt, die Bismarck-Deutschen seien zu Hitler-Deutschen degeneriert. Aber dazu - fügte er hinzu - kam es nicht aus genetischen Gründen, sondern es sei ein geschichtliches, ein kontingentes Ereignis gewesen, das im weiteren Verlauf der Geschichte selbst korrigiert werden würde. Vergessen wir nicht, dass es parallel zur italienischen Resistenza auch einen antinazistischen Widerstand in Deutschland gab - denken Sie an Ulrich von Hassel, den deutschen Botschafter in Rom, den Hitler abberief und der 1944 in Plötzensee hingerichtet wurde. Deutschland hat die totalitäre Erfahrung bis zur totalen Niederlage gemacht und war am Ende schwerer zerstört. In Italien dagegen gab es mit der Resistenza eine starke Schubkraft, der es gelang, Würde und nationale Ehre zurückzuerobern und in der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs Italien an die Seite der Alliierten zu bringen.

Welt am Sonntag: 1943 bis 1945 kämpften in Italien Faschisten und Antifaschisten gegeneinander: ein Bürgerkrieg?

Napolitano: Sagen wir, es trug Züge eines Bürgerkriegs. Es gab einen Befreiungskrieg, ein patriotischer Krieg, denn das grundlegende Ziel der Resistenza - der Partisanen wie der Soldaten, die nicht Mussolinis Repubblica di Salò dienen wollten - war es, mit der Freiheit die nationale Unabhängigkeit zurückzuerobern. Und dann war auch ein Bürgerkrieg, kein Zweifel. Hier sind wir über eine rhetorische Vorstellung der Resistenza hinausgegangen. Wir haben alle ihre Gesichter wirklich erlebt.

Welt am Sonntag: Sind Italien und Deutschland noch immer schwache Nationen?

Napolitano: Eindeutig nein. Alle Sorgen, Deutschland könne mit der Wiedervereinigung einen anderen Weg einschlagen, haben sich als gegenstandslos erwiesen. Und auch Italien ist, nachdem es sich vom Faschismus befreit hat, eine berechenbare, selbstbewusste Nation geworden. Das hat viel mit Europa zu tun. Es ist ein ungeheures Glück, dass es gelungen ist, mit der Europäischen Union ein erfolgreiches Gebilde zu schaffen, das den Wohlstand beförderte und den Nationen unter seinem Dach eine sichere Existenz in einer Situation stabilen Friedens bieten konnte.

Welt am Sonntag: Das Risorgimento, Italiens Befreiungsbewegung, war getragen vom Gefühl kultureller Überlegenheit, das sich auf die große antike und mittelalterliche Geschichte Italiens stützte. Und zugleich von einem starken Gefühl der realen Rückschrittlichkeit. Ist von diesem romantischen Muster nichts geblieben?

Napolitano: Die Gründung des Nationalstaats markiert für Italien den Eintritt in die Moderne. Sie war die erste Voraussetzung dafür, dass wir die Rückständigkeit überwinden konnten, in der wir im Großen und Ganzen noch gefangen waren. Die Fragmentierung in viele kleine Staaten, darunter das ziemlich starke Königreich von Sardinien, das Königreich beider Sizilien und der Kirchenstaat, machte uns kraftlos, ein unbedeutendes Gebilde am Rande Europas. Indem wir aus der Nation einen Staat machten, betraten wir die Bühne Europas. Trotz aller Katastrophen, die es danach gab, war der Nationalstaat doch die Form, in der es uns gelang, ein wichtiges politisches Subjekt in Europa zu werden.

Welt am Sonntag: Im Zeitalter der Globalisierung werden Grenzen immer durchlässiger und wichtiger. Warum brauchen wir da noch Nationen?

Napolitano: Weil Europa Einheit in der Vielfalt bedeutet. So ist die Europäische Union entstanden, und diesen Weg muss sie weitergehen. Es kann keinen europäischen Staat geben. Die Nationen sind eine historische und kulturelle Gegebenheit, in ihnen verkörpert sich die kollektive Erinnerung. Diese Werte sollen mit dem Wegfall von Grenzen nicht verschwinden. Die Grenzen verkörperten das negative Erbe des Nationalismus. Die nationale Bewegung war, in Italien zumindest, eine liberale. Später ist sie, nicht nur in Italien, in den Nationalismus abgeglitten, der schließlich zu zwei furchtbaren Weltkriegen geführt hat. Es ist eine große Errungenschaft, dass es das Europa der nationalen Gegensätze nicht mehr gibt. Als ich italienischer Innenminister war und Italien 1998 dem Schengen-Raum beitrug, habe ich es mir nicht nehmen lassen, an den Brenner zu fahren, um den Grenzbaum zwischen Italien und Österreich zu entfernen. An dieser Grenze standen sich im 20. Jahrhundert zweimal die Armeen unserer Nationen feindlich gegenüber. Es war eine schöne Erfahrung zu erleben, dass diese Grenze überflüssig wurde - die Nationen aber weiterleben.

Welt am Sonntag: Was könnte Deutschland von Italien lernen?

Napolitano: Darauf möchte ich lieber nicht direkt antworten, das hätte etwas Anmaßendes. Es gibt aber gute Gründe dafür, dass Deutschland trotz der Schwierigkeiten, die wir in Italien gegenwärtig haben, mit Wertschätzung und Vertrauen auf Italien blicken kann. Es ist uns gelungen, das Land nach dem Krieg wieder aufzubauen und zu Wohlstand zu bringen. Nach der furchtbaren Erfahrung des Faschismus haben wir zur Demokratie zurückgefunden. Oder ein anderes Beispiel: Wir sind mit dem roten Terrorismus der 70er- und 80er-Jahre fertig geworden, der eine viel tiefere Herausforderung darstellte als der deutsche Terrorismus. Bei uns ist unter anderem ein großer Staatsmann, Aldo Moro, dem Terror zum Opfer gefallen. Ich denke, dass Dynamik und Kreativität unsere Entwicklung auszeichnen. Ich weiß nicht, ob Deutschland von uns etwas lernen kann - es kann aber auf uns setzen. Italien ist eine Wiege der europäischen Kultur. Das zählt.

Welt am Sonntag: Und was könnte umgekehrt Italien von Deutschland lernen?

Napolitano: Eine Menge. Wir erleben gerade die Folgen einer globalen Krise, der größten seit den 30er-Jahren - Deutschland reagiert vorbildlich darauf. Was wir an Deutschland schätzen, ist die große Fähigkeit zur sozialen Kohäsion und die große Produktivität wie Wettbewerbsfähigkeit seiner Wirtschaft. Von der demokratischen Disziplin, die bei Ihnen herrscht, könnten wir durchaus etwas lernen. Deutschland ist ein sehr stabiler und effektiver Staat. Das schätze ich sehr. Wir haben Vertrauen zu Deutschland. Und das Wichtigste: Zusammen haben wir, Deutsche und Italiener, die Geschichte des vereinten Europas geschrieben.

Welt am Sonntag: Früher boten die Parteien den Bürgern eine politische Heimat. Die Milieus, die von den Parteien gebunden wurden, lösen sich heute auf. Haben die Parteien diese Kraft der Milieubildung unwiderruflich verloren?

Napolitano: Sie müssen diese Kraft wieder zurückgewinnen, einen anderen Weg sehe ich nicht. Ich wüsste nicht, welche andere Formen das demokratische Leben, die demokratische Teilhabe annehmen könnte. Natürlich hat die Kraft der Parteien stark abgenommen, die Bindung zu den Bürgern zu halten, die Bürger an sich zu binden. Hier sind die Parteien verarmt. Aber sie müssen ihre alte Kraft zurückgewinnen, zusammen mit allen Formen der Zivilgesellschaft. Sicher ist: Plebiszite und Referenden können die

repräsentative Demokratie nicht ersetzen. Sie ist und bleibt die beste Form der Demokratie. Und sie setzt die Existenz kraftvoller Parteien voraus. Sollten die Parteien nicht mehr in der Lage sein, die Bürger einzubinden und Konsens zu organisieren, hätte ich Sorge um unsere Zukunft.

Welt am Sonntag: Vor etwa 20 Jahren ist das alte Parteiensystem Italiens zusammengebrochen. Man sollte denken, 20 Jahre hätten reichen müssen, um ein neues und stabiles Parteiensystem zu schaffen. Doch danach sieht es in meinen Augen nicht aus.

Napolitano: Ihr Eindruck ist berechtigt und gut begründet. Es ist uns nicht gelungen, eine neue politische Ordnung zu finden, die stabil wäre. Wir hatten gehofft, mit Wahlrechtsreformen zu einem tragfähigen bipolaren Parteiensystem zu kommen: hier Mitte-rechts, dort Mitte-links, mit klarem Wechsel. Es schien so einfach zu sein, doch das war es nicht. Stattdessen hat es neue Wucherungen, neue Fragmentierungen gegeben. Hinzu kommt, dass es in den Parteien und in ihrem Umfeld viel Personalisierung gibt, was ja nicht gerade zur Stabilität beiträgt.

Welt am Sonntag: Wenn ich italienische Zeitungen aufschlage, begegnen mir jeden Tag politische Skandale, Intrigen - jeden Tag wird eine neue Sau durchs Dorf getrieben. Das nimmt nicht eben für die italienische Politik ein.

Napolitano: Es ist in der Tat nicht erfreulich. Es werden oft zu laute, zu exzessive Töne angeschlagen, es fehlt im Urteil an Maß, viele Analysen zeichnet ein gewisser Extremismus aus. Das alles trägt dazu bei, die politische Spannung zu verschärfen. Parteien prallen aufeinander, Parteien lösen sich auf, sie spalten sich - all das ist in einer Demokratie in gewisser Weise normal. In Italien aber verkommt das zu einer regelrechten politischen Guerilla.

Welt am Sonntag: Glauben Sie daran, dass die gegenwärtige, von Silvio Berlusconi geführte Regierung halten wird?

Napolitano: Ich glaube daran, dass eine Regierung so lange hält, wie sie über eine Mehrheit im Parlament verfügt und konsequent handelt.

Welt am Sonntag: Soeben ist entschieden worden, dass am 6. April der Prozess gegen Ministerpräsident Berlusconi eröffnet wird. Wie denken Sie darüber?

Napolitano: Ich denke, dass er seine Gründe und gute juristische Mittel hat, sich gegen die Anklage zu verteidigen. Sowohl unsere Verfassung wie unsere Gesetze garantieren, dass ein Verfahren wie dieses, in dem schwere Vorwürfe erhoben werden, die der Ministerpräsident zurückweist, nach rechtsstaatlichen Regeln verlaufen und enden wird. Ich vertraue in unseren Rechtsstaat.

Welt am Sonntag: Sie kannten den Schriftsteller und Regisseur Pier Paolo Pasolini persönlich und haben mit ihm öffentlich gestritten. Pasolini kritisierte Politik und Gesellschaft Italiens scharf, Sie warfen ihm Schwarzmalerei vor. Wie sehen Sie seine Kritik heute?

Napolitano: Ich kannte Pasolini gut, wir haben uns häufig getroffen, wir schätzten uns. Er war ein Dichter, ein Visionär - seine Visionen waren oft düster. Aber ohne Zweifel hat er

einige Entwicklungen vorausgeahnt, zu denen es dann wirklich kam. Sein Pessimismus war nicht ganz unbegründet.

Welt am Sonntag: Ihre Autobiografie enthält eine Selbstkritik: Sie beschreiben Ihren Weg vom Kommunisten zum Sozialdemokraten. Was bleibt von der Idee des Sozialismus, der gerade in Italien so viele Menschen beflügelt hat?

Napolitano: Und nicht nur in Italien! Es bleibt das Ideal der Emanzipation der Welt der Arbeit und allgemeiner das Ideal der sozialen Gerechtigkeit in Gesellschaften, die erleben mussten, dass die Ungleichheiten zunehmen. Vollständig gescheitert aber ist die Vorstellung von einem Wirtschaftssystem, das eine tragfähige Alternative zum kapitalistischen System und insbesondere zur Marktwirtschaft wäre.

Die Fragen stellte Thomas Schmid